

# Heimkehr zum Kunden

In Hersbruck begann die Erfolgsgeschichte des Versandhauses Quelle. Nun kämpft es wie der gesamte Arcandor-Konzern um die Existenz. Und ausgerechnet jetzt wagt es in der fränkischen Kleinstadt ein ehemaliger Mitarbeiter, am Ursprung neu anzufangen

Von Uwe Ritzer

**Hersbruck** – Der erste Eindruck täuscht. „Neueröffnung Donnerstag 28. 5. 2009“ steht in orangefarbenen Lettern auf dem Schaufenster. Inzwischen ist es fast Ende Juni und die Auslagen sind noch etwas leer. Die Bewegungssensoren schieben die Eingangstüre nicht auf und zugezogene Lamellenvorhänge an den Scheiben schneiden Blicke in den ausgeräumten Laden in ganz schmale Streifen.

„Das wird schon, wir sind im Plan“, sagt Harald Herbrig und lächelt verschmitzt. Vielleicht kommt das auch nur so rüber, weil seine kleinen, wachen Augen hinter der randlosen Brille, die Knollennase, der graue Seehundschmazer und der Genussbauch dem stattlichen Mann etwas prinzipiell Gemütliches verleihen. Etwas, das Managern und Ex-Managern sonst oft abgeht. Das Datum auf dem Fenster, erklärt Herbrig, beziehe sich auf einen dazugehörigen kleinen Elektronikladen ein paar Meter weiter. Der hat tatsächlich Ende Mai eröffnet. Das Hauptgeschäft aber will Harald Herbrig am 23. Juli aufsperrn. Bis dahin will er auch den blauen Leuchtschriftzug über dem Haupteingang erneuern. Auf dass der alte Name wieder strahlt: „Schickedanz“.

Er verhandelt mit dem Manager, der ihn vom Hof gejagt hatte

Ein Kaufhaus dort, wo nach dem Krieg alles neu begann. In Hersbruck, einer freundlichen Kleinstadt eine halbe Autostunde nordöstlich von Nürnberg. Umgeben von satten, grünen Hügeln und inmitten von Mittelalter-Fachwerk eröffnete Grete Schickedanz hier 1946 ein Geschäft. Denn ihr Mann Gustav durfte sein 1927 gegründetes Handelsunternehmen Quelle zunächst nicht wieder betreiben; die Amerikaner hielten ihn für nationalsozialistisch belastet. So wurde Gretes kleiner Textilladen, zunächst in der Braugasse und später am Unteren Markt angesiedelt, zur Keimzelle für das später größte Versandhaus Europas. Auch nachdem die Familie geschäftlich wie privat ins 50 Kilometer entfernte Fürth umgezogen war, pflegte sie liebevoll ihre winzige Hersbrucker Kaufhauswurzel.

„Solange sie lebte, kümmerte sich Grete persönlich darum“, sagt Harald Herbrig. Grete Schickedanz starb 1994. Bald darauf brachen die ersten Krisen bei Quelle aus. Das kleine Stammhaus blieb lange verschont. In den letzten Jahren aber wurde es auch mitgerissen im Strudel, der Quelle samt dem Mutterkonzern Arcandor in die Insolvenz trieb und aktuell um Staatshilfe betteln lässt. Die wurde am Mittwoch auch gewährt, der Bund sowie Bayern und Sachsen sagten einen 50-Millionen-Notkredit zu, eine Staatsbürgerschaft war zuvor nicht genehmigt worden.

Ende April 2009 wurde aufgrund der Existenzkrise auch der Hersbrucker Laden geschlossen. Nun aber wird das „Kaufhaus Schickedanz“ wiedereröffnet – mitten im Quelle-Überlebenskampf. Und das ausgerechnet von einem Ex-Quelle-Manager, den sie nach 30 Jahren bei dem Unternehmen mehr oder weniger hinausgeworfen haben. Harald Herbrigs Groll darüber



„Man wollte Weltstadtniveau“: Der ehemalige Quelle-Manager Harald Herbrig will sein Sortiment wieder auf die Bedürfnisse von Hersbruck zuschneiden. Foto: Peter Roggenthin

hält sich in erstaunlich engen Grenzen. Ja, seltsam sei es schon gewesen, just mit dem Konzernmanager wegen der Übernahme zu verhandeln, der ihn vor gut zwei Jahren mehr oder weniger vom Hof gejagt hat. Nein, über Madeleine Schickedanz und ihren Ehemann Leo Herl könne er nur Gutes sagen. „Eine sympathische Frau“ sei die milliardenschwere Versandhaus-Erbin, „deren Herz immer dann aufsteht, wenn es um Kinder geht.“ Und der in der Familie für das Geschäft zuständige Herl sei ein zugänglicher, fairer und kompetenter Verhandlungspartner. „Beide unterstützen mich sehr“, sagt Herbrig. Warum sie es dann mit dem Haus am Unteren Markt überhaupt so weit haben kommen lassen, bleibt im Ungefähren. Allerdings lässt sich im Städtchen Hersbruck viel darüber erfahren, was zum Niedergang des Versandhauses geführt hat.

Harald Herbrig führt in ein Besprechungszimmer im zweiten Stock des noch geschlossenen Kaufhauses. Der Raum ist

keiner dieser neuzzeitlich-zweckmäßigen Power-Point-Säle mit Laptop auf dem Tisch und Beamer an der Decke. Hier stehen Aktenschränke aus braunem Holz und ein altes Sofa, auf dem Aktenordner und Plakate für die Neueröffnung liegen. An der Wand hängen Urkunden des Einzelhandelsverbandes aus den achtziger Jahren für besonders gute Lehrlingsausbildung und Schwarzweißfotos aus der Schickedanz-Historie. In einer Ecke ist ein weißes Tuch ausgebreitet. Als Herbrig es wegzieht, kommt ein Modell der Hersbrucker Altstadt zum Vorschein. Mitten drin, an der Gustav-Schickedanz-Straße, steht im Miniaturformat ein neuer repräsentativer Kaufhauskomplex mit schönen Giebelfassaden. Denn Quelle hatte lange Zeit große Pläne mit dem kleinen Stammhaus von Mutter Grete.

Herbrig holt ein bisschen aus. Er erzählt, wie im Lauf der Zeit das eigentliche Kaufhaus zu klein geworden war und man deshalb Teile des Sortiments in benachbarte Gebäude ausgelagert hatte. Zum Beispiel in zwei Gewächshäuser, in denen Spielwaren und Sportartikel verkauft wurden. „Im Winter war es da drin saukalt und im Sommer so heiß, dass die Verkäuferinnen ihre Füße zur Abkühlung in Wannen mit kaltem Wasser steckten“,

sagt er. Etwas Neues musste her. Den zuständigen Quelle-Managern schwebte ein Einkaufspalast vor, mit repräsentativem Innenhof samt gläsernem Lift, einer großzügigen Wendeltreppe und einem edlen Sortiment, wie es in einer fränkischen Kleinstadt mit 12 500 Einwohnern nicht unbedingt jeden Tag nachgefragt wird. Wenn schon, denn schon. „Man wollte kein Kleinstadt-Kaufhaus nach dem Motto quadratisch, praktisch, gut“, sagt Herbrig. „Man wollte Weltstadtniveau in Hersbruck.“ So ging der Blick auf die Kundschaft verloren. Größenwahn und Planlosigkeit vermischten sich auf bizarre Weise. Manche behaupten, das sei häufiger der Fall gewesen bei Arcandor und bei Quelle.

Das Scheitern dieses Renommierprojekts hat Herbrig fast bis zum Schluss unmittelbar miterlebt. Bis Frühjahr 2007 stand der gebürtige Berliner in Diensten von Quelle. Zuletzt als Vertriebschef für die beiden einzigen stationären Quelle-Kaufhäuser in Nürnberg und Hersbruck sowie bundesweit 130 Spezialgeschäfte für Küchengeräte und Unterhaltungselektronik. Der Neubau sei „eine unendliche Geschichte gewesen“, sagt Herbrig. Ewig sei geplant, verworfen, neu geplant und wieder gerechnet worden. Ständig neue Entscheidungsträger bei Quelle brachten

immer neue Vorstellungen ein. Je exklusiver die Planungen wurden, desto schneller galoppierten die Kosten in den oberen einstelligen Millionenbereich davon. Kurz nach Herbrigs Abgang wurde das letzte Kapital aufgeschlagen. Im November 2008 verkündete Quelle den Verzicht auf den Neubau. Er sei zu teuer geworden, hieß es. Kleiner sollte es aber auch nicht sein. Wenig später hieß es, das „Kaufhaus Schickedanz“ werde ganz geschlossen. 60 Mitarbeiter verloren ihre Arbeit.

Da geschah, was sich bis dahin niemand hätte träumen lassen in Hersbruck, wo man stolz ist auf die verstorbenen Ehrenbürger Grete und Gustav Schickedanz und wo nach Grete sogar die Schule benannt ist. Plötzlich standen Protestplakate in der Stadt. Madeleine Schickedanz solle endlich etwas tun und nicht immer nur untätig dem Untergang zuschauen, hieß es empört. Kurz vor der Schließung bauten Mitarbeiter mitten im Kaufhaus einen kleinen Altar auf. Sie zündeten eine Kerze an und stellten einen Bildband mit Trauerflor dazu. Sie schlugen eine Doppelseite auf, die große Fotos von Grete und Gustav Schickedanz samt ihrer kleinen Tochter Madeleine zeigt. Das war als Anklage an eine Mitbürgerin gemeint.

Denn wenn Madeleine Schickedanz 65,

nicht gerade in ihren Villen in St. Moritz oder in Südfrankreich logiert, wohnt sie am Michelsberg in Hersbruck, gleich hinter den Bahngleisen. Es heißt immer, die Milliardärin lebe sehr zurückgezogen. Das stimmt nicht. Zurückziehen kann sich nur, wer vorher in der Öffentlichkeit unterwegs ist. Das ist Madeleine Schickedanz nicht, jedenfalls nicht als Versandhaus-Erbin, Unternehmerin oder Großaktionärin von Arcandor. Sie ist und bleibt ein Phantom. Früher konnte man sie ab und an in der Stadt laufen sehen. „Seit das Thema Kaufhaus hochgekocht ist, ist sie zumindest bei öffentlichen Veranstaltungen überhaupt nicht mehr in Erscheinung getreten“, sagt Walter Grzesiek, Redaktionsleiter der *Hersbrucker Zeitung*. „Die kritische Stimmung in Teilen der Bevölkerung macht ihr sicherlich zu schaffen.“

Hohe Mauern umgeben Madeleine Schickedanz' Parkgrundstück. Mächtige Bäume schirmen die Villa wie Leibwächter ab. Kameras überwachen das Grundstück mit der angeblich beheizten Auffahrt, die deshalb auch im Winter nie zufriert. Vor ein paar Jahren habe sie ihr Haus umfassend renoviert, heißt es. Es war früher das Wochenenddomizil der Familie. Für das Kind Madeleine, das am 20. Oktober 1943 im Luftschutzkeller unter der Nürnberger Frauenklinik zur Welt kam, sei es nicht weniger goldenes Gefängnis gewesen als der noch repräsentativere Familiensitz in Fürth. Kaum dass die Versandhauserin neulich aus dem Krankenhaus in St. Moritz entlassen wurde, wo man sie wegen Herzproblemen behandelt hatte, fuhr sie mit ihrem Mann nach Hersbruck. Sie ist da, aber man sieht sie nicht. Nicht im Arcandor-Konzern und nicht in Hersbruck.

Die neuen Angestellten werden die alten sein

Harald Herbrig ist trotzdem überzeugt, dass Madeleine Schickedanz zur zeitveretzten, offiziellen Eröffnungsfeier seines Kaufhauses kommen wird. „Ihr Mann hat mir das versprochen.“ Sie soll am 20. Oktober sein, Madeleines Geburtstag. Schließlich sei die Erbin über ihren Mann Leo Herl auf ihn zugegangen mit der Bitte, den Laden der Mutter zu übernehmen. „Sie kennen das Haus doch von früher. Überlegen Sie es sich, meine Frau und ich werden uns sehr freuen“, soll Herl gesagt haben. Beide haben das Haus am Unteren Markt, das ihnen gehört, zu günstigen Konditionen an Herbrig verpachtet. Das erleichtert ihm natürlich die kaufmännische Kalkulation. Schließlich ist es auch ungeachtet von Wirtschaftskrise und Quelle-Insolvenz heute nicht einfach, in einer Kleinstadt ein Kaufhaus zu betreiben.

Harald Herbrig ist seine Vorfreude anzumerken, als er durch die noch leeren Verkaufsräume führt. Im Erdgeschoss will er künftig Wäsche und Sportartikel verkaufen, in der ersten Etage Textilien, Haushalts- und Lederwaren. „Alle gängigen Marken“, nicht nur ein Quelle-Portfolio. Ein kleines Reisebüro soll noch rein, Technik, Schreib- und Spielwaren gibt es ein paar Häuser weiter. Sein Sortiment werde maßgeschneidert auf eine kleine Stadt wie Hersbruck sein, sagt Herbrig. Mit etwa 30 Leuten will er den Laden führen, alles entsorgt. „Kaufhaus Schickedanz“-Mitarbeiter. „Das war der ausdrückliche Wunsch von Herrn Herl und damit auch Frau Schickedanz.“ Sie haben ihm auch erlaubt, das Geschäft wieder „Kaufhaus Schickedanz“ zu nennen. Wenn am Ende der Quelle-Insolvenz alles ganz schlimm kommen sollte, könnte dieses kleine Kaufhaus das Letzte sein, was erkennbar vom Handelsimperium Schickedanz bleibt.

## Der Blick zurück zeigt nach vorn

Was in Bewegung kommt, wenn tschechische Schüler oder tschechische Polizisten neuerdings auch das Unrecht erforschen, das Sudetendeutschen widerfahren ist

Von Klaus Brill

**Louny** – Es ist immer wieder dieser Überraschungseffekt, den der Lehrer Zdenek Zakutny festgestellt hat, auch bei sich selber. „Ich habe mich gefragt: Warum weiß ich nichts davon?“ Warum zum Beispiel wusste er als Historiker bis vor einiger Zeit nichts Näheres über diese Sache im nahen Postoloprty, das die deutschen Bewohner früher Postelberg nannten? Auch der eine oder andere seiner Schüler aus der Klasse 6A des Gymnasiums in Louny kam ins Grübeln darüber, dass nicht weit entfernt von dort, wo sie wohnen oder regelmäßig vorbeilaufen, damals diese schrecklichen Dinge passiert sind. In Postoloprty zum Beispiel, in der Kaserne, bei der Schule, in der Fasanerie. Überhaupt: dass man dachte, diese Deutschen seien damals mit den Nazis ins Land gekommen und nach dem Zusammenbruch des Verbrecher-Regimes wieder hinausgeworfen worden. Dabei waren sie doch seit Jahrhunderten da.

Es ist keine normale Schulstunde, die die Klasse 6A an diesem Juni-Nachmittag im nordtschechischen Louny absolviert. Der Lehrer Zdenek Zakutny sitzt bei seinen Schülern in der Bank, vorn an der Tafel steht heute der Sozialwissenschaftler Ondrej Matejka, der aus Prag hergekommen ist. Behutsam fragt er, welches denn bisher die Erfahrungen seien mit diesem Projekt, das sich mit „tragischen Orten der Erinnerung“ befasst und das in Tschechien für eine neue Phase der Auseinandersetzung mit der Nachkriegsgeschichte steht. Erstmals sind Gymnasiasten in Louny sowie in den benachbarten Städten Kadan, Chomutov und Usti nad Labem dabei, die Verfolgung, Enteignung und Vertreibung jener Deutschen zu untersuchen, die bis 1945 als Nachbarn in ihren Städten lebten und die man meist Sudetendeutsche nennt.

Die genannten Städte hatten damals auch deutsche Namen: Laun, Kaaden, Komotau und Aussig. Und sehr viele ihrer Einwohner waren Nachfahren jener Deutschen, die seit dem hohen Mittelalter, vor allem aber im 18. Jahrhundert auf Einla-

ndung der Regenten ins Königreich Böhmen zugewandert waren. Das Zusammenleben war nicht konfliktfrei, und im Zweiten Weltkrieg kam es an sein Ende. Nach dem Münchner Abkommen von 1938 und dem Einmarsch deutscher Truppen errichteten die Nazis ihr Terror-Regime auch in der aufgelösten Tschechoslowakei, die Tschechen sollten durch Zuchtwahl, Sterilisation, Vertreibung oder Ermordung als Volk ausgelöscht, ihr Lebensraum germanisiert werden. Darauf folgte nach Kriegsende eine blutige Revanche: die Vertreibung der drei Millionen Deutschen.

Ein schwieriger Stoff für den Geschichts- und Sozialkundeunterricht. Bisher wurde dieser Zeitabschnitt in tschechischen Schulen meist nur unter dem Aspekt der deutschen Gräueltaten behandelt. Was danach mit den Deutschen passierte, war unter dem kommunistischen

„Wir hoffen, dass die Zeit jetzt dafür reif ist“

Regime tabu, und bis heute halten Parlament und Regierung in Prag an jenen Dekreten des Präsidenten Edvard Benes fest, die 1945 die Verfolgung und Vertreibung der Deutschen legitimierten und straffrei stellten. Seit einiger Zeit aber greifen einzelne Politiker und Initiativ-Gruppen das Thema von Neuem auf. Sie veranstalten Diskussionen und Ausstellungen, befragen Historiker und Zeitzeugen. In Brünn und Aussig wurden Gedenktafeln errichtet, die an die deutschen Opfer tschechoslowakischer Gewalttaten nach dem Krieg erinnern. In Prag ehrte 2006 der frühere Ministerpräsident Jiri Paroubek, ein Sozialdemokrat, jene deutschen Antifaschisten, die 1939 den deutschen Truppen im Gegensatz zur Mehrheit ihrer Landsleute nicht zujubelten, sondern den Nazis Widerstand leisteten. Und in Aussig formierte sich das Collegium Bohemicum, das mit Unterstützung der Stadt und der Prager Regierung das deutsche Kulturerbe in den böhmischen

Ländern pflegt und diesem Thema das dortige Museum widmen will.

Dieses Collegium Bohemicum ist auch der Träger des Unterrichtsprojekts in den Gymnasien der vier nordtschechischen Städte. Die Ausführung liegt in den Händen der Initiative „Antikomplex“, einer Gruppe von Studenten, die inzwischen zu Doktoranden herangereift sind und die vor drei Jahren mit dem Projekt „Das verschwundene Sudetenland“ bekannt wurden. Sie hatten das Schicksal jener Dörfer im Sudetengebiet dokumentiert, die nach 1945 neu besiedelt oder zerstört wurden. Das Buch darüber wurde ein Bestseller.

Die Arbeit mit den Schülern in Louny, Kadan, Chomutov und Usti ist „etwas Neues für uns“, sagt Ondrej Matejka, der Geschäftsführer von „Antikomplex“. „Aber wir hoffen, dass die Zeit dafür jetzt reif ist.“ Neu ist, dass jetzt nicht mehr nur das kulturelle Erbe, sondern auch die Todesmärsche und die Massaker an Deutschen nach Kriegsende untersucht werden, ein Thema, das viele Tschechen lieber weiter in der Versenkung sähen. Beim Gespräch in der Klasse 6A in Louny klingt dies durch, als die 16- und 17-jährigen Schüler von Reaktionen ihrer Angehörigen auf das Projekt erzählen. Ein Mädchen berichtet, sein Urgroßvater sei von den Nazis im KZ Mauthausen ermordet worden, erst nach dem Tod der Urgroßmutter begann es sich für die Sudetendeutschen zu interessieren. Und dann die Überraschung, „dass die Tschechen auch so was gemacht haben“. Ein Junge sagt, in seiner Familie herrsche die Überzeugung vor, die Deutschen wollten nur von ihrer eigenen Schuld ablenken und weiter durch ihr Geld ihren Einfluss in der EU geltend machen. Ein anderes Mädchen hörte von der Großmutter, diese habe einen sehr guten, angenehmen deutschen Lehrer gehabt, der von den Nazis weggebracht worden sei. Und dann ist da ein Vater, der das Forschungsinteresse seiner Tochter vorbehaltlos unterstützt.

Vergangenheitsbewältigung kommt nur in kleinen Schritten voran und hakt sich oft an Widersprüchen fest. Als jüngst in Lidice der 67. Jahrestag der Auslö-



„Ich habe mich gefragt, warum weiß ich nichts davon?“ Der Geschichtslehrer Zdenek Zakutny mit seinen Schülern in Louny. Foto: Karel Cudlin

schung dieses Dorfes durch die Nazis im Juni 1942 begangen wurde, gab Staatspräsident Vaclav Klaus sich ganz und gar nicht verständlich: „Im Denken und Fühlen der damaligen Generationen unserer Nation hat die Tragödie von Lidice die Bereitschaft zur Fortsetzung des jahrhundertelangen Zusammenlebens mit den Sudetendeutschen nach dem Krieg beendet.“

Ein paar Tage zuvor indes hatte die Polizei in Saaz (Zatec) mitgeteilt, dass nun das größte bekannte Massaker an Deutschen aus der Zeit der „wildem Vertreibungen“ 1945 aufgeklärt sei – 64 Jahre danach. Auf eine Anzeige aus Deutschland hin hatte zunächst das bayerische Landeskriminalamt ein Verfahren eingeleitet und es dann an die tschechischen Kollegen abgegeben. In Saaz ermittelte der Kriminalkommissar Pavel Karas seit 2006 aufgrund der Aussagen von 37 Zeugen, unter ihnen etliche sudetendeutsche Überlebende, den tschechoslowakischen Haupt-

mann Vojtech Cerny und den Polizeibeamten Bohuslav Marek als Täter. Die beiden waren demnach verantwortlich für die Erschießung von 763 Deutschen im Juni 1945. Die Opfer hatte man zusammen mit mehreren tausend weiteren Männern und Jungen zwischen 13 und 65 Jahren in der Kaserne von Postelberg zusammengetrieben. Manche wurden einfach erschossen, andere zuvor gequält und gefoltert, indem man sie mit dem Kopf nach unten aufhängte und darunter Feuer anzündete. Außer den 763, deren Leichen schon im Jahr 1947 exhumiert wurden, sind in Postelberg wohl weitere Hunderte Deutsche damals ums Leben gekommen, rund 2200 insgesamt.

Für Experten war es keine Neuigkeit. Der tschechische Historiker Tomas Stanek hatte schon 1996 geschrieben: „Was sich hier abspielte, gehörte offenkundig zum Allerschlimmsten aus einer ganzen Reihe von Tragödien des Zeitabschnitts

im Mai und Juni 1945 in Böhmen.“ Und der sudetendeutsche Heimatkreis Saaz, dessen Angehörige großteils bei Nürnberg leben, breitet auf seiner Website schon seit geraumer Zeit Dokumente aus dem Jahr 1947 aus, die das Geschehen belegen. Dort werden auch weitere Verantwortliche genannt.

Mit dem Heimatkreis-Aktivist Peter Klepsch, der 1945 als 17-Jähriger in Postelberg zu den Geschundenen zählte, und einem weiteren Überlebenden trafen sich die Gymnasiasten aus Louny und Kadan vor zwei Wochen, um den Marsch der Männer und Knaben von Saaz ins 15 Kilometer entfernte Postelberg nachzuvollziehen. Schüler aus Komotau gingen den Weg eines weiteren Todesmarsches zur sächsischen Grenze nach. Andere studierten Akten, interviewten Zeitzeugen und diskutierten. Am Ende wollen alle Mitwirkenden in den vier Gymnasien die gewonnenen Erkenntnisse aufschreiben und dokumentieren. Es soll eine Wanderausstellung daraus werden, die im nächsten Jahr an verschiedenen Schulen präsentiert wird. Und ein Buch ist geplant, eine Art Reiseführer zu den Stätten der Verbrechen.

Eine wichtige Frage, die nicht nur die Schüler bewegt, ist auch die Errichtung eines Denkmals für diejenigen, die 1945 in Postelberg ums Leben gekommen sind. Schon seit eineinhalb Jahren wird darüber in dem Städtchen diskutiert. Dem Fachausschuss, den die Stadtverordnetenversammlung dazu einberufen hat, gehört auch der Deutsche Otokar Löbl an, der 1970 als 20-jähriger Regimegegner aus Saaz emigrierte und heute in Deutschland einen Förderverein für seine Heimatstadt leitet. Er propagiert einen „Saazer Weg“ der Vergangenheitsbewältigung und setzt sich dabei bewusst von der Sudetendeutschen Landsmannschaft ab: „Ohne Erinnerung kann es keine Versöhnung geben, aber ewige Vorwürfe führen auch nicht zum Ziel.“ Löbl hatte schon im Dezember 2007 ein Mahnmal in Postelberg verlangt und damit eine heikle Diskussion in Gang gesetzt. Die Kommunisten sind strikt dagegen, andere befürworten die Initiative, die Diskussion ist schwierig. Im September steht das Thema erneut auf der Tagesordnung des Stadtparlaments. Die große Frage ist, welchen Text die Gedenktafel tragen soll. Und ob die Zeit dafür schon wirklich reif ist.